

Im dritten Kapitel (*The Media Audience: Fluency, Strategy, and Le Sens Pratique*) betont Park, dass bei der medienwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Medien und deren Publikum sich viele Überlegungen Bourdieus nicht einfach übertragen lassen, sich der Versuch einer durchdachten Übernahme aber durchaus lohnt, wenn Medienpraxis und medienpraktisches Wissen der Beteiligten einbezogen werden. So fordere das Habituskonzept Bourdieus „that scholars consider more than just texts and representations, that the practical knowledge at work in social life is really where the action is“ (56). Es zeigt zudem, dass Produktion und Rezeption medialer Produkte keine Einbahnstraße ist, sondern beide in einer Beziehung wechselseitiger Strukturierung stehen. Park unterstreicht, dass sich mit Bourdieus Modell und seinem Praxiskonzept ein vertieftes Verständnis gerade auch vom Funktionieren der neuen Medien erreichen lässt; dazu gehört der Vorschlag, „audience practice as ritual“ (71ff.) zu verstehen und zu analysieren, um so den „‘intellectualist’ standpoint“ zu umgehen, „that mistakes the things of logic as the logic of things“ (71).

Die im vierten Kapitel behandelte Frage nach symbolischer Macht und Autorität im öffentlichen wie privaten Leben (*Symbolic Power and Authority: The Power/Communication Nexus*) stellt sich für Medien und Kommunikation u. a. dort, wo nicht unmittelbar wahrnehmbare Sachverhalte zur Debatte stehen und politische, ökonomische und technische Entscheidungen (wie z. B. Klimawandel, Finanz- oder Wirtschaftskrisen etc.) verlangen, die im öffentlichen Diskurs zuallererst durch Intervention von kompetenten Vertretern mit meist kontroversen Positionen herbeigeführt werden müssen. Park sieht hier in Bourdieus Konzept von symbolischer Macht ein geeignetes Mittel zur soziologisch fundierten Analyse der öffentlichen medialen Kommunikation. Dabei spielt die symbolische Macht eine Rolle, die erst zustande kommt, wenn deren Träger bei dem breiten Publikum bekannt und anerkannt und zum Vertreter ihrer Position als legitimiert angesehen werden. Zur „social magic of authority“ (84ff.) trägt ganz wesentlich die offizielle Legitimation durch entsprechende Institutionen bei. Park behandelt ausführlich die dabei zentralen sprachlichen Faktoren und interpretiert sie „in terms of field, habitus, and capital“ (90). Er weist aber auch ausdrücklich darauf hin, dass die neuen Medien neue Bedingungen mit sich bringen und sich die Frage nach der medialen Autorität auf andere und neue Weise stellt.

Im fünften Kapitel (*Reflexivity and the History of the Field of Communication*) zeigt Park, wie sich Bourdieus Arbeiten zu Wissenschaft, Wissenschaftsbetrieb sowie zur Geschichte von Wissenschaften und Disziplinen gerade auch für die Entwicklungen der Medien- und Kommunikationswissenschaft einsetzen lassen. Dabei spielt das Konzept der Reflexivität eine zentrale Rolle; dessen Ziel es ist, „to tie our future endeavors to a well-grounded knowledge of the structural and historical elements at work in the configuration of the field“ (105). Es geht dabei darum, das eigene Feld und seine Geschichte sowie die eigene Praxis einer reflexiven Betrachtung und Analyse zu unterziehen, Konflikte und Brüche offenzulegen und die Stellung des eigenen Feldes innerhalb der anderen akademischen Felder und Institutionen zu analysieren. Clark plädiert dafür, über das Kuhn'sche Modell der wissenschaftlichen Revolutionen hinaus bei der wissenschafts- und fachgeschichtlichen Arbeit die feldinternen Auseinandersetzungen, Praktiken, Positionen und Strategien zu untersuchen. Er weist allerdings auch darauf hin, dass hier der Bezug auf den Feldbegriff allein nicht für die historische Betrachtung ausreicht und eine soziologische Orientierung an sich noch keinen Maßstab für die fachhistorische Arbeit liefere.

Abschließend fasst er im sechsten Kapitel unter der Überschrift „*Conclusion: Communication as Practical, Relational, Historical, and Reflexive*“ seine zentralen Punkte zusammen und schließt seine Ausführungen wie folgt: „Bourdieu gave to communication and media studies a compelling vision of how collective self-understanding in the field can be put in the service of the profession and the public. It would be a shame to ignore him“ (139). Dem kann der Rezensent uneingeschränkt zustimmen.

Wolfgang Settekorn

Ingrid Paus-Hasebrink / Jasmin Kulterer
Praxeologische
Mediensozialisationsforschung

Langzeitstudie zu sozial benachteiligten
 Heranwachsenden

Baden-Baden: Nomos, 2014 – 416 S.

ISBN 978-3-8487-1194-9

Im Jahr 2008 veröffentlichten Paus-Hasebrink und Bichler den ersten Band der Langzeitstudie zur Mediensozialisation sozial benachteiligter Heranwachsender in Österreich (s. die Rezension von Niesyto in M&K 2/2009). Der im vergangenen Jahr von Paus-Hasebrink und Kulterer

rer publizierte zweite Band schreibt die Analyse fort. Insgesamt kann die Salzburger Forschungsgruppe nun auf vier Panelwellen (2005, 2007, 2010, 2012) zurückblicken und verfügt über Datenmaterial aus 20 bzw. 17 Familien (1./4. Welle). Zu Beginn der Studie im Kindergartenalter konnten die Heranwachsenden und ihre Familien bis zum Übergang in die Adoleszenz begleitet werden.

Der Band gliedert sich in sechs Kapitel. Zu Beginn werden der Ansatz einer praxeologischen Mediensozialisationsforschung vorgestellt und methodologische und methodische Herausforderungen diskutiert (Kap. 1). Es folgen Ausführungen zum Design der Studie (Kap. 2). Die Ergebnisdarstellung wird von einer „fokussierenden Analyse“ eröffnet, die kriteriengeleitet über alle Fälle und Familien hinweg über Medienbesitz, -nutzung, -präferenzen sowie die Rolle der Familien, (Medien-)Erziehungskonzepte und außerfamiliären Instanzen für die Mediensozialisierung informiert (Kap. 3). Im Mittelpunkt der Darstellung stehen neun differenzierte Einzelfallbeschreibungen, die im Rahmen der „kontextuellen Analyse“ entstanden sind und umfassend über die Entwicklung der Kinder und ihrer Familien berichten (Kap. 4); sowie eine Typologie der Familien (Kap. 5). Abschließend werden die Befunde und das Vorgehen resümiert und medienpädagogische Konsequenzen formuliert (Kap. 6).

Es sind m. E. vier Aspekte, die das Projekt kenn- und auszeichnen: die Langzeitperspektive, die in der Forschung unterrepräsentierte Gruppe sozial Benachteiligter, die praxeologische Theoretisierung sowie der formulierte Anspruch einer „engagierten Sozialforschung“ (Elias). Diese vier Punkte möchte ich herausstellen und jeweils knapp kommentieren:

Langzeitperspektive: Für eine Mediensozialisationsforschung, die an sozialen und entwicklungspsychologischen Prozessen interessiert ist, bleiben Langzeitstudien mit konstantem Sample das Mittel der Wahl. Nicht umsonst sind es Studien wie die der Freiburger Arbeitsgruppe Mitte der 1980er/Anfang der 1990er Jahre um Charlton und Neumann-Braun oder des Deutschen Jugendinstituts um Barthelmes und Sander Mitte der 1990er Jahre, die immer wieder als Basis zitiert werden. Dass es insgesamt so wenige Studien dieser Art gibt, hängt mit den oft kurzfristigen, ressourcenarmen und auf schnellen Publikationserfolg hin orientierten Förderstrukturen zusammen. Umso wichtiger ist es, dass Untersuchungen wie diese Gegenimpulse setzen und ihr Vorbild hoffent-

lich positiv auf die Wissenschaftsförderung zurückwirkt.

Soziale Benachteiligung: Die Studie gibt Einblick in verschiedenste Ausprägungen von Armut und sozialer Benachteiligung, ihre (Nicht-)Bewältigung in heterogenen sozialen Konstellationen, sozioökonomischen Ressourcenlagen, Familienklima und der darin eingelagerten Routinen der Mediennutzung und Aneignung. Dass sich hierbei „kein übergreifendes, für alle Familien gültiges Muster“ (S. 116) erkennen lässt, ist selbsterklärend, wenn man es mit so unterschiedlichen Phänomenen wie Hochbegabung, Gewalterfahrung oder Großfamilie zu tun hat. Die Einzelfallbeschreibungen dokumentieren soziale (Im-)Mobilität, Auf- und Abstieg, sich verändernde Arbeits- und Familienverhältnisse, sozialemotionale Bindungen und Brüche. Vor diesem Hintergrund können Medienumgangsweisen bestehende Deprivationen stützen, werden als Bewältigungsressource genutzt oder dienen der translokalen Pflege signifikanter Beziehungen. In jedem Fall sind sie zentral an der Konstruktion von Weltwissen und als symbolische Ressource der Identifikation und Distinktion an der Entwicklung der Kinder beteiligt. Die Studie zeichnet ein differenziertes und plastisches Bild diversitärer (Medien-)Sozialisationsverläufe.

Praxeologische Mediensozialisationsforschung: Der subjektive Sinn des Medienhandelns wird in diesem Projekt in Relation zu zugrunde liegenden Strukturmustern analysiert. Im Hintergrund steht die Annahme eines Faktorenkonglomerats auf Makro-, Meso- und Mikroebene sowie des Zusammenspiels von Handlungsoptionen, -entwürfen und -kompetenzen. Der untersuchten Altersgruppe angemessen mündet dies in den Entwurf einer komplexen Familienforschung, zu der gehört, nicht nur die Perspektiven der Kinder, sondern auch der Eltern zu rekonstruieren. Begriffe wie Lebenswelt, alltägliche Lebensführung, Habitus und praktischer Sinn bilden das theoretische Fundament. Mit Blick auf die primär eingesetzten Instrumente (teilstandardisierte Leitfadenterviews, standardisierte Fragebögen) stellt sich für die weitere Forschung die Frage, ob es für einen praxeologischen Zugriff nicht konsequent wäre, die Designs (über gesprächs begleitende Beobachtungsprotokolle hinaus) sowohl on- als auch offline stärker in Richtung Medienethnografie/Ethnomethodologie zu verschieben. Methodendogmatismus führt natürlich nicht weiter. Verbalisierte Praxis aber bleibt die Verbalisierung von Praxis – auch wenn das vorliegende Projekt dies dadurch ausgleichen

kann, dass die einzelnen Wellen und die Eltern-Kind-Perspektiven systematisch kontrastiert werden.

Weiterhin kann auf der Grundlage dieses Bandes darüber nachgedacht werden, wie eine differenzierte *medienbezogene Sozialisationsforschung* mit einer *sozialisationsbezogenen Medienforschung* zu verschränken wäre. Der Medienwandel, der sich im Zeitraum der Untersuchung von 2005-2012 vollzog, ist in den deskriptiven Nutzungsdaten verarbeitet und scheint auch in den Einzelfallberichten auf. Inwiefern die Entwicklungen der Rundfunk-, Presse-, Social Media-, Games-, Mobil- und Smartphone-Landschaften zu ggf. veränderten Mustern der Bearbeitung und Bewältigung führen (oder nicht), lässt sich mit einem Design, das Kind und Familie zentral stellt und Medien als Kontext theoretisiert, indes nur bedingt eruieren. Das wollte dieses Projekt ausgehend von Fragen der Armut und sozialen Benachteiligung nicht leisten – wäre für die Kommunikations- und Medienwissenschaft und die Mediensozialisationsforschung aber ein weiterer wichtiger Mosaikstein.

Engagierte Sozialforschung: Die Studie möchte Empirie nicht als Selbstzweck betreiben, sondern in den Dienst gesellschaftlicher Problemlösung stellen. Mit diesem interventionistischen Anspruch steht sie in der Tradition medienpädagogischer Forschung. Entsprechend deutlich werden schlechte Startbedingungen, Risiken und fehlende medienerzieherische Kompetenz als Problemlagen benannt und an die gesellschaftlichen Akteure rückadressiert. Das Abwägen von Chancen und Risiken und die aktive Stellungnahme der Forschenden sind im Sinne von Intervention und Anwaltschaft wichtig. Dies bringt jedoch die Frage mit sich, was jeweils als „gelingend“/ „nicht gelingend“ gelten soll. Diesbezüglich wären ergänzende Überlegungen hilfreich, die die Interpretationsperspektive im Hinblick auf Phänomene wie Mobilität, Beziehungswechsel (= tendenziell Belastung?), sozialen Auf- und Abstieg oder öffentlich kritisch diskutierte Angebote der Populär- und Medienkultur (Gender, Gewalt etc.) deutlicher machen.

Insgesamt muss den Autorinnen und dem Forschungsteam für dieses Projekt gedankt werden. Die Lektüre (beider Bände) sei mindestens all jenen empfohlen, die sich für Medienpraxis im Kontext sozialer Ungleichheit und für eine komplexe Familien- und Sozialisationsforschung interessieren. Die ausführlichen Fall- und Familienportraits und pointierten Zusammenfassungen machen das Buch über Academia hinaus aber sicher auch für weitere Pu-

blika wie Eltern, Lehrer(innen) oder Tätige in der Sozial- und Aktiven Medienarbeit attraktiv.
Wolfgang Reißmann

Mark Rüdiger

„Goldene 50er“ oder „Bleierne Zeit“?

Geschichtsbilder der 50er Jahre im Fernsehen der BRD 1959-1989

Bielefeld: transcript, 2014. – 356 S.

ISBN: 978-3-8376-2735-0

(Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen; 13)

Das formative Jahrzehnt der Bundesrepublik, geprägt vom materiellen Wiederaufbau und dem Übergang zu einer noch unbekannteren Konsumgesellschaft, ist mittlerweile relativ gut erforscht. Zeithistorische Studien haben seit den 1980er Jahren die ordnungspolitischen Grundsatzentscheidungen, die großen Linien des wirtschaftlichen Booms, die postfaschistische Gesellschaft und die Durchsetzung einer westlich konnotierten Moderne in der Kultur, aber auch die Beharrungskraft bildungsbürgerlicher Eliten differenziert dargelegt.

Es macht den Reiz der in der von der DFG geförderten Freiburger Forschergruppe 875 „Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen der Gegenwart“ entstandenen geschichtswissenschaftlichen Dissertation von Mark Rüdiger aus, danach zu fragen, was von all dieser historiographischen Mühsal sich eigentlich in den populären Bildern der „50er Jahre“ wiederfindet, die als „kulturelle Artefakte der Vergangenheit“ (S. 21) wiederum dem Wandel geschichtspolitischer Konstellationen und medialer Möglichkeiten unterliegen. Die Historizität der medial vermittelten Bilder von den „50er Jahren“ aufzuweisen, also die erinnerungskulturelle Geschichte jener Zeit erstmals auf breiter empirischer Basis zu erzählen, ist das Anliegen und die imponierende Leistung von Rüdigers Studie. Dass das Fernsehen als modernes (audiovisuelles) Leitmedium der Vermittlung von Geschichtsbildern dabei im Zentrum steht, muss nicht eigens begründet werden. Eher arbeitspragmatisch abgesteckt wird der Untersuchungszeitraum, nämlich von der Genese der ersten Geschichtsbilder bis zum Ende der deutschen Zweistaatlichkeit. Wäre die Darstellung bis in die Gegenwartsnähe fortgeführt worden, wäre es kompliziert geworden, weil dann die ost- und westdeutsche Erinnerungsmelange zu berücksichtigen gewesen wäre.